

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Das Familienleben Amerikas im Verfall.

W. S.

Der häusliche Herd ist die Wurzel des Gemeinwesens! Diese Behauptung wird dem „Anzeigermann“ gewiß kein Leser u. keine Leserin zu bestreiten wagen, und wenn diese Gefahr leidet, dann leidet das öffentliche Leben. Von diesem selbst Grundgedanken ging vor Jahren ein hochgebildeter Amerikaner aus, als er schrieb: „Denn gleich unsere Hoffnungen für unser Vaterland wohl begründet sind, so dürfen wir dennoch nicht ohne große Besorgnis der Zukunft entgegenzusehen. Die Gefahren, welche unsere Institutionen bedrohen, sind in der Familie — dem häuslichen Herd, zu suchen, denn diese bildet die Wurzel des Gemeinwesens. Das soziale und bürgerliche Leben entspringt dem häuslichen. Das öffentliche Leben einer Nation ist gemeinlich der Widerschein ihres moralischen Sinnes. Die Sittlichkeit der öffentlichen Verwaltung muß nach dem moralischen Maßstabe der Familie bemessen werden. Der Fluß steigt nicht über die Höhe seiner Quelle.“

An diese Worte werden wir jedesmal unwillkürlich erinnert, wenn unser Blick auf die Ehebruch- und Eheskandal-Chronik in der Tagespresse der Großstädte unseres Landes fällt. Und dann wieder schweifen von der Gegenwart unsere Gedanken zurück in die Zeiten des alten Griechenland und Rom, deren Völker trotz ihrer glänzenden Kultur und Bildung in Barbarei und Laster verankert, bis schließlich dem sittlichen Niedergang der sichere Sturz folgte. Will sollte man glauben, daß wir uns nicht erschreckender Schicksalströme dem stürzenden Sternpunkt dieser zwei größten und verkommensten Völker der alten Welt nähern. Der Grund des moralischen Niederganges der Griechen und Römer ist in der Verdrängung der Ehe zu suchen. Die Geschicklichkeit dieser Völker und auch anderer lehrt uns, daß bei allen Völkern die Würde der Ehe so lange ihren fegefeuerigen Einfluß geltend machte, als Reichtum und Verweichlichung nicht die natürliche Schutzmauer der äußeren Verhältnisse durchbrochen. Wo letzteres der Fall war, ging Sittlichkeit und Ehe einem raschen Verfall entgegen. — Bei den heidnischen Griechen war die Ehe nur eine gesetzliche Zwangsmaßnahme; es erschien Vielen bequemer, der freien Liebe zu dienen. Die Frau stand ganz in der Willkür des Mannes, der sie, wenn er Gelegenheit hatte, eine jüngere oder reichere zu erhalten, mit Beobachtung einer nichtslegenden gesetzlichen Formalität entlassen, oder auch, wenn sie der Mühsal entbehrte, wie eine Waare an den Anderen verhandeln konnte. Bei den ihrer Ursprünglichen Einfachheit und Nüchternheit hochgerühmten Spartanern konnte von ehelicher Treue, wie von Ehebruch gar keine Rede sein, da das gegenseitige Ausleihen der Frauen vom Gesetz empfohlen war. Schon Demosthenes deckte in seinen öffentlichen Reden den Athenern ihren ganzen Abgrund von Sittlichkeit und die tiefste Entwürdigung der Ehe auf. Am schlimmsten stand es mit den spartanischen Frauen, und Aristoteles sagt von ihnen, sie lebten in völliger Zügellosigkeit, und nach Plato waren sie ihrer Ausschweifungen wegen in ganz Griechenland berüchtigt.

Nicht besser sah es zur Zeit der römischen Macht mit der Ehe in Rom aus. Während früher, dank der alten Sittengesetze, Ehescheidungen in Jahrhunderten nicht vorkamen, oder doch selten waren, werden diese vom zweiten punischen Kriege an häufig und finden aus den geringsten Ursachen statt. Der Mann verließ die Frau, die Frau verließ den Mann. „Wo giebt es noch eine Frau“, sagt Seneca, „die sich des Scheidebriefes schämt, nachdem manche vornehme Frauen ihre Jahre nicht mehr nach

der Zahl der Consuln, sondern der Ehemänner zählen, und aus der Ehe treten, um zu heirathen und in die Ehe zu treten, um sich scheiden zu lassen.“ Juvenal, der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. lebte, sagte: „Auf fünf Herbst kommen acht Ehemänner“, und der wichtige Martial, der zur selben Zeit lebte, schrieb: „Noch sind es nicht 30 Tage, oder doch jeden Tag nicht mehr, und schon heirathet Telephila den 10. Mann.“ — Der Ehebruch wurde also zur Alltagsache. Das Beispiel ging von den höchsten Ständen aus. Bei Caesar's gallischem Triumph riefen die Soldaten den Römern zu: „Städter, wahret eure Weiber, wir führen euch den fahlen Ehebrecher zu!“ — Augustus, der größte Ehebrecher seiner Zeit, aber zugleich auch Caesar, lebenslänglicher Censor, erließ zwar Verordnungen zum Schutze der Ehe, aber dieselben erreichten ihren Zweck nicht. Das Uebel hatte sich zu tief eingegriffen: Ehescheidungen, Ehe- und Kinderlosigkeit blieben stehende Regeln. Dem Verfalle der Ehe schreibt Horaz, der im ersten Jahrhundert n. Chr. lebende römische Dichterdichter, den Verfall des römischen Staates zu: „Die fündlichenwageneren Zeiten befehdeten zuerst des Ehestandes Heiligkeit, Haus und Stamm. Aus diesem Quell geleitet, kamen Seuchen dem Volk und dem Vaterlande.“ Er zeigt ebendasselbe, wie die Ehe, durch Leichtfertigkeit der erwachsenen Jugend im Keime vergiftet, in Ehebruch und Prostitution ansartete und schließlich eine verworfene Nachkommenschaft hinterließ. — Bei der furchtbar überhandnehmenden Unfruchtbarkeit schmolz ohnedies die Familie auf ein Minimum zusammen, da infolge der Unzucht und der Prostitution und der überall üblichen Auslegung der Kinder aller Nachwuchs fast ausblieb. Polybius sagt davon: „Es ist das übererlöschende Uebel aller Völker, das Griechenland jetzt — im Anfang der Römerherrschaft — das größte Wohlbedeuten — Prostitution — genieße und dennoch sei Menschenmangel, Verödung der Städte, so daß das Land durch Mangel an Anbau keine Fruchtbarkeit zu verlieren beginne. Der Grund ist: Aus Reichlichkeit, Reue, Unfruchtbarkeit wollen die Menschen, selbst wenn sie in der Ehe leben, keine Kinder aufziehen, oder nur eines oder zwei, um diesen ein gutes Vermögen zu hinterlassen. Dadurch ist das Uebel immer größer geworden, denn wenn Krieg oder Krankheit das eine Kind weggrasst, so mußte das ganze Haus aussterben.“

Wir finden nun dasselbe Bild in späterer Zeit in der römischen Geschichte wieder. Als die alte häusliche Zucht weber in dem Institute der Centur, noch in der öffentlichen Meinung mehr einen Halt hatte, war mit der Ehe auch die Familie dahin. Die erste Quelle des Jugendverderbens und einer ganz verkehrten Erziehung blieb das lockere und ungebundene Leben in Familienkreisen. Quintilian sagt von solchen Familienkreisen: „Wären nur wir selbst es nicht, die die Sitten unserer Kinder zu Grunde richten! Sie sehen unseren Verkehr mit anderen Frauen, jedes Gastmahl hallt wieder von schmutzigen Gesängen. Man sieht Dinge, vor denen das Wort erröthet, und niedrige Weiber sind die Lehrmeister unserer Jugend. Dergleichen wird erst zur Gewohnheit, dann zur Natur.“

Klar ist es nun, daß aus solchem Abgrunde des Verderbens, aus solcher sozialen Verwilderung nur eine höhere Macht Rettung bringen konnte. Die Macht erschien in dem Christenthum. Dieses erst bahnte die Wiedergeburt der Menschheit durch die Erneuerung der Familie, der Ehe, der Erziehung an. Durch die christliche Welt wurde die Welt erneuert. Mögen nun der Leser und die Leserin die vom „Anzeigermann“ vorgeführten geschichtlichen Berichte über die Zustände des alten Griechenlands und Roms mit denen unseres Landes, unserer Großstädte vergleichen, dann müssen sie zugestehen, daß diese sehr viele, viele Ähnlichkeit mit den

geschilderten haben, und müssen auch zugestehen, daß bei uns hier im Lande das Familienleben in Verfall gerathen ist. Sie müssen ferner dem „Anzeiger“ beipflichten, daß auch das amerikanische Volk der Zucht bedarf, wenn es seiner hohen Kultur und seiner Wohlfahrt nicht in naher Zeit verlustig gehen will, und muß sich die Heiligkeit der Ehe und die der Familie von Neuem zu befestigen und zur ersten Aufgabe zu machen.

— Drin wären wir wieder einmal in den Hundstagen! Warum heißt die Zeit nun wohl die Hundstage? Weil es darin vor Hitze zum Tollwerden ist und solches gewöhnlich von den Hundstagen befolgt wird? Nein, sondern darum; weil bei den „ollen“ (Griechen diese Zeit mit dem kosmischen Anfang des Hundsterns oder Sirius begann. Also der Sirius ist der Stern, der diese Tage auf den Hund bringt, aber auch viele Menschen ebenfalls, den „Anzeigermann“ nicht ausgeschlossen, denn gewöhnlich ist das Leben in diesen Tagen ein Hundstagenleben, daher wirkliche Hundstage! Es war soweit in diesem Jahr schon antändig heiß, und der Anfang war also kein schlechter, aber das Ende ist nicht voraus zu sehen, denn die Periode dauert volle vier Wochen. Wohl dem, der der Hundstags-Temperatur der Städte aus dem Wege gehen kann, der in die Gebirge flüchtet oder am Meeresstrande sich Leib und Seele in Wasser gesund haben kann! Betrübnis drückend ist des Tages Hitze und kummervoll die Schwüle der Nacht, obgleich wir in diesem Jahre noch nicht über schwüle Nächte zu klagen hatten. Darum ist es auch kein Wunder, wenn die Hunde in diesen Tagen bissig werden, da dieses Uebel selbst anerkannter Wirkungen auf das menschliche Denken ausüben. Wir geben ja auch zu, daß die Hundstagehitz für den Meis, den Weintrunk und andere nützliche Gewächse zuträglich ist! Aber selbst für den Bierbrauer und den Eisbaron! Aber für den Durchschmittmenschen? — Nein! Unter diesen giebt es viele Lebendige, die sich bei hundert Grad Fahrenheit bedeutend weniger wohl fühlen, als die in der kühlen Erde Begrabenen, denen so wohl sein soll. Der sich's leisten kann, macht sich weg aus seinen vier Wänden, aus der Stadt in die Sommerfrische. Aber auch jene Glücklichen in den Sommerfrischen erleben Enttäuschungen, nämlich verregnete Tage, und was dergleichen Sommerfrischen-Misere noch weiter sind. Zufrieden selber selbst die Sommerfrischer selten heim. Vollständig zufriedene Menschen müssen noch geboren werden. It's zu kühl, wird lamentirt; strahlt die Sonne so kraftvoll, wie sie im Juli dazu berechtigt, dann wird ebenfalls „gefrüht“. Treiben Regentagen stehen die fagenjämmerlichen Rienen der Menschen gegenüber, und giebt es einmal zur Abwechslung keine von all diesen Wetterforten, dann ist's erst recht wieder — verkehrt. Die Chinesen haben in ihrem reichen Sprichwörterbuch ein Sprichlein, das heißt: „Es giebt nur zwei gute und zufriedene Menschen: „Der Eine ist tot, der Andere ist noch nicht geboren.“ Im Ganzen handelt es sich also bei den lebenden Menschen um etwas mehr oder mindere Zufriedenheit, besonders in den Hundstagen. Darum ertrage man — was uns in diesen Tagen zu ertragen zugehört. Es ist bei der Hitze dieses Jahr nicht recht angenehm, darum aber trotzdem kein sauertröpfliches Gesicht!

— Im Monat Juni wurden bedeutend mehr Hypotheken eingetragen, wie in demselben Monat des vergangenen Jahres. Hypotheken auf bewegliches Vermögen wurden 64 eingetragen und nur 12 gelöscht. Dasselbe war bei Farm-Hypotheken der Fall, von denen 20 eingetragen und nur 14 gelöscht wurden. Die Eintragung der städtischen Hypotheken betrug 49 gegenüber 34 gelöschten. Danach zu schließen, scheint es mit der vielgerühmten Prosperität etwas faul zu stehen!

Zur Naturgeschichte des Mannes.

W. S.

Das nützlichste Hausthier, das für die Frauentwelt von großer Bedeutung ist, bleibt in seinem akklimatisirten Zustande der Mann — „homo sapiens masculinus“. Im wilden Zustande heißt er Junggeheißel — gefangen, gezähmt und dressirt jedoch nennt man ihn Ehemann. Im wilden Zustande, in dem ihm noch die Fesseln der Natur, gewöhnlich Eheloch genannt, unbekannt sind, lebt er meist in Rudeln, die gewöhnlich des Abends zur Tränke ziehen. — Viele Tränken sind überhaupt sein Lieblingsaufenthalt, und dort schöpft er mit Vorliebe Bier. Es giebt Exemplare, deren Durst unergänzlich ist, sie sind leicht erkennbar an der Höhe ihrer Nahrung des Bindfanges, wir haben es hier jedoch nicht mit einer Farben-Varietät zu thun. Nebenbei schlagen diese Individuen auch die Zeit mit allerlei Kurzweil todt, wobei sie oft große Ausdauer an den Tag legen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist Karten-, Reuel-, Würfel- oder Billardspiel. Dabei lärmen sie oft viel und blasen Rauchwolken aus dem Geäße, so daß sich die Zimmerdecke und Gardinen ihres Raumes verfärben. Ein hohes Interesse bringen sie den Schmalzküchen (vulgo jungen Damen) entgegen. Den Schmalzküchen gegenüber bemühen sie sich, von einem inneren Drange getrieben, und in der Absicht, näheren Anblick zu gewinnen, im beigen Lichte zu erscheinen. Glaubt ein solches Individuum diesen Zweck erreicht zu haben, so zeigt sich weitere Tugenden an ihm. Es kommen dann die sogenannten Naturanlagen zur Geltung und er apportirt Dinge, die man fassen läßt, trägt ohne Rühren Mante! und Schirme und zeigt sich noch in jeder Beziehung als ein treuer und ergiebiger Beschützer. In besonders hartnäckigen Fällen schwärmt er plötzlich für Blumen, und alsdann tritt die für seine Gattung geeignete Zeit ein, jetzt muß die künftige Herrin trachten, das Thierchen durch alle ihre Verführungsstücke mit langsam festem Bande an sich zu knüpfen — und wenn er dauernd gefesselt ist, kann ihm als Zeichen seiner Zähmung in die Pranke gesteckt werden. Obwohl sich der Mann in der Gefangenschaft scheinbar wohl befindet, verwildert er doch oft wieder, das heißt, seine Drefsur geht zurück, sobald die Gebieterin ihn aus den Augen läßt. Dieses Stadium zwischen Wildheit und Zähmung ist entschieden das Wichtigste. War die Barforddrefsur eine gute und sehr stetige, so muß ein Blick genügen, um ihn gefügig zu machen. Es giebt aber Fälle, wo sich dieser männliche Mensch so weit zähmen läßt, daß er auf's Wort unter den Tisch kriecht, Schöndchen macht und den Pantoffel fürchtet. Hierzu genügt schon mitunter das Aeußere der Frau. Sind mehrere Männer angezogen, so entstehen häufig Reibereien unter ihnen, und das Reitzen und Forkeln scheint kein Ende zu nehmen. Oftmals firt man sie durch kräftige gute Kost. Am Weiten aber fängt man sie im Kesseltreiben, auch Gesellschaften, Kränzchen und Wälle genannt. Bei gezähmten Männchen tut körperliche Zuneigung selten gut, sie werden eher leicht handföck. Es wirkt daher ein gutes Wort weit besser und man erzielt, wie bereits gesagt, die besten Resultate durch gutes Futter und zärtliche Behandlung. Kehrt jedoch ein Exemplar in die Wildheit zurück, so ist alle Mühe für das Wiedereinfangen vergebens, was sich hauptsächlich bei den älteren Exemplaren bemerkbar macht; junge sind überhaupt leichter einzufangen und zu zähmen. Ganz eigentümlich ist der Umstand, daß man im Gegenfatz zu allen anderen Wild beim sogenannten männlichen Menschen das Alter leicht erkennen kann. Es dokumentirt sich im Haarwechsel eine ganz eigenartig auffallende Alterser-

Nachklänge vom Glorreichen Vierten.

Die Feier des diesjährigen 4. Juli verlief in besonders schöner Weise und aus näherer und weiterer Umgebung waren zwischen 10,000 bis 12,000 Besucher erschienen, um den Tag in Feststimmung zu begehen. Die Meisten kamen freilich, um die diesjährigen Automobil- und Motorrad-Wettfahrten auf der Stadtrennbahn zu sehen, welche am Tage durch Raine's Feuerwerk verschönt wurden und am Abend durch ein Nachtfeuerwerk zum Abschluß kamen, das ein hier nicht oft gesehenes pyrotechnisches Schauspiel bot. Es wurden auf dem Rennplatz 12,514 Eintrittskarten verkauft, solche für \$12 Automobile, und die ungefähren Einnahmen beliefen sich auf ca. \$8000. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, ging es auch nicht ohne Unfälle aus. Der am meisten Aufsehen erregende war derjenige des aus dem Staate New York stammenden Erntearbeiters Geo. C. Bergmann, der in einer Wirthschaft ein Auge verlor, und zwar durch das rückwärtslose Abfeuern eines Lagen. „Cannon Cracker“. Der Unfall ereignete sich in Art & Kaufen's Wirthschaft, und ein gewisser S. Henderson, ein Angestellter der hiesigen „Merchants' Deliverry“, soll der Thäter sein. Er kam in die Wirthschaft und warf den gefährlichen Feuerwerkkörper in dieselbe, nachdem er und Andere schon vorher vor der Wirthschaft eine Anzahl dergleichen abgefeuert hatten und der Wirth ihnen dies strenge verbot. Das gefährliche Ding, dessen Natur man infolge der Verhüllung nicht kannte, explodirte und die Folge war, daß Bergmann, der am nächsten stand, sein Auge verlor, so daß er nach dem St. Francis-Hospital überführt werden mußte. Offensichtlich wird dem rohen Patron ein gehöriges Strafmaß zuertheilt.

Ferner verbrannte sich der an östl. Charlesstraße wohnhafte A. J. Connor seinen Arm beim Abrennen von Feuerwerk, sogen. „Roman Candles“. Das kleine Töchterchen der Familie Chas. Willman geriet sich auf der Rennbahn ihr Sändchen an einem Stachelndraht, während der 16jährige Sohn von Frank James durch Abfischen einer Katrone sich fast den Handballen durchschloß. Außerdem verbrannte sich das 10jährige Söndchen der Frau Wend an weiß. 7. Strafe sein Gesicht durch Pulver, indem es ein „Roman Candle“ aus-einander nahm und das Pulver in die Kanne warf, doch werden sich keine schlimmen Folgen zeigen.

Grand Island gleich am Samstag dem Ziel einer Völkermwanderung und in Anbetracht des ungewöhnlich regen Verkehrs darf man behaupten, daß die erwähnten Unfälle nur gewöhnlicher Natur waren.

Dem a. h. a. Ueber Nacht zum reichen Mann geworden ist hier Albert Aher, der Nachwächter der „American District Telegraph Co.“ Er wurde von einem Reisenden von Dayton, O., verdrängt, daß er der glückliche Erbe von \$10,000 geworden sei. Aher, der früher Thierarzt war, hatte vor einer Reihe von Jahren einer jungen Dame bei einer Bahnzug-Kollision, wobei sie verletzt wurde, Liebesdienste erwiesen und hatte dazu beigetragen, daß ihr nicht die Hand amputirt wurde, wie die Bahnärzte in derselben Nacht beschlossen, und fuhr dann weiter, nachdem er der Mutter des Mädchens seinen Namen und seine Adresse hinterlassen hatte. Seitdem hatte er die Gedächtnisse vergessen, und verdient nun sein Prof als Nachwächter, da sich der Thierarztberuf für ihn nicht mehr lohnte, und um so überraschender kann ihm nun die Nachricht von der Erbschaft, die ihm die Mutter des Mädchens vermachte hat.

Die Sorge um den nächsten Tag.

Von der Heijagd des Lebens unter dem Szepter Rammons möchte der „Anzeiger“ dieses Mal folgendes Bild entwerfen: „Es ist Mitternacht vorbei. Außer dem Lärm da draußen ist verstummt, all das Hasten und Sehen scheint eingeschlagen zu sein. Aber die Ruhe ist nur scheinbar, nur äußerlich. Die Nervosität des Alltagslebens zuckt weiter durch den Leib der Stadt. Bis in die Träume hinein schleicht sich die Angst und Sorge des Tages. Mitten aus dem Schlafe schreut der Arbeits-siebernde empor; in den Tiefen seines Bewußtseins nagt das Gefühl, er könne die Stunde, die neues Hasten und Sehen heißt, verschlafen. Tag und Nacht zehrt die Lebens-angst am Mark des Lebenden. Durch alle Ritze und Spalten kriecht sie herauf, kein Eisenthor schützt vor ihr, in alle Poren dringt sie ein. Auf den Millionär wirkt sie sich und gewinnt ihn, Hunderttausende auf Hundert-tausende zu häufen, rathlos, sinnlos, zwecklos; denn im selbstthätigen Haschen nach hohen Interessen quält ihn die Angst, er sei noch nicht unbedingt für die Zukunft gesichert, gegen Ueberraschungen noch nicht gefeit. Ueber die Könige kommt sie gerade dann, wenn sie sich eben an ihrer Nacht beruhigen; plötzlich erschauern sie an der Angst, ein Sturmestag könne alle die Herrlichkeiten in Fetzen zerreißen.“

Sie wühlt und bohrt unablässig, die Lebensangst, die Sorge um den nächsten Tag. — Millionen machen sie zu jeigen Sklaven, daß sie sich ducken und winseln, um einer Brodfruste willen, Tausende macht sie zu Despoten und Unterdrückern. Allen Hochmuth und Uebermuth erzeugt nicht die Kraft, sondern die Furcht. Sie ist es, die überall in der Welt die Räderwerke treibt, die Schiffe durch den Ozean jagt, die Hochöfen entzündet, den Erdboden mit Schachden und Wägen durchzieht. Zehntausende Jahre Kultur und immer noch die Furcht um den nächsten Tag. Damit richtet sich diese Kultur. Dieses Bild bezieht der „Anzeigermann“ auf Chicago, wo er selber gewohnt, doch trifft es auch auf jede andere Großstadt dieses und des alten Continents zu. Auch auf vieles Andere wäre diese Schilderung hiezulande amwendbar, wo die Jagd nach dem „allmächtigen Dollar“ noch eine aufregendere — oder besser gesagt — wahnwitzigere ist und das geschäftliche Treiben, ja fast das ganze soziale Leben weiter nichts mehr als „einen gegenseitigen Kampf um die Reute“ darstellt, an dem sich jeder Einzelne betheiligen muß, wenn er sich nicht im Voraus selbst aufgeben oder ruiniren will.

Schulrath.

In seiner regelmäßigen Sitzung am Montag Abend wurden vom Schulrath verschiedene wichtige Angelegenheiten verhandelt. Herr Barr legte seinen Jahresbericht vor, der einen klaren Ueberblick der Arbeit in den Schulen während des letzten Jahres gab, während der Bericht des Secretärs zeigte, daß sich im vergangenen Jahre die Ausgaben von \$76,500 auf \$114,000 erhöht haben. Von Frau Schuman wurde in Anregung gebracht, wiederum einen Musikkursus in der Hochschule einzuführen, und wird diese Angelegenheit in der Extraversammlung am 24. Juli nochmals zur Sprache kommen. Als Hilfslehrerin von Zrl. Feeney in der Howard-Schule, welche 60 Kinder zu unterrichten hat und der Aufgabe allein nicht gewachsen ist, wurde Zrl. Dobrn angestellt. Raut Jenschur betrug die Zahl der schulpflichtigen Kinder 3037, von denen aber nur 2567 die Schulen besuchen. Da aber 255 Kinder Privatschulen besuchen sowie Parochialschulen, und man die Altersgrenze von

Peuchtkugeln des Zeitungsmenschen.

Auf Einen, der lebte und unsterblich ward, kommen Millionen, welche starben und nicht gelebt haben. Die Schule des Lebens kann man nicht schwänzen. Ein vernünftiger Mensch wird einer Hoffnung, die in's Wasser fiel, nicht nachspringen. Soß ist häufig nur verbiffene Mätung. Wenn man mehr scheinen will, als man ist, zeigt man bloß, daß man das Bewußtsein hat, zu wenig zu sein. Wenn Männer sich in die Sphäre der Weiber hineinwagen, so werden sie verpötteht. Wie können nun die Weiber, wenn sie sich in die Sphäre der Männer drängen, hoffen, daß ihnen nicht Gleiches widerfährt? Wahrscheinlich wird in dieser Welt Keiner ausfindig machen, zu welchem Grade der Narrheit ein Mensch fähig ist, weil Niemanden gestattet wird, seine Begehrlichkeit oder Eitelkeit vollständig zu befriedigen. Keinen besseren Beweis für die Verkehrtheit der Menschennatur kann es geben als diesen, daß wir durch Mißgeschick klug werden, anstatt daß unsere Vernunft uns zur Klugheit führen sollte. Im Grunde genommen scheint die gute Erziehung in der Kunst zu bestehen, daß man es dahin bringt, daß Jeder, mit dem man verkehrt, mit sich zufrieden ist, und gleichfalls an uns nichts auszufetzen hat. Wie viele Menschen giebt es doch, die mit ihrem Argumentiren einem wütenden, an einem Pfosten ange-bundenen Thiere gleichen. Sie brüllen und stampfen alle Weide, ohne vom Fleck zu kommen. Thatsächlich kann das nachsichtige Weibchen über eine empfangene Beleidigung keine bessere Befriedigung geben, als wenn man eine tote Welpen, von der man gestochen worden ist, präferirt und aufbewahrt, damit man sie beschauen kann. Oft wird die Wohlthätigkeit in dieser Welt mit solcher Käute ausgeübt, daß es den Empfänger den derselben nur wehe thut. Man geht oft dabei zu Werke, wie man mit einem Ertrinkenden verfährt, den man aus dem Wasser zieht und ihn dann am Ufer hinwegwirft.

Unser Ruf ist nicht sowohl durch unsere Leistungen und durch unser Verhalten bedingt, als vielmehr durch das, was wir nach dem Tode fürhalten der Menschen thun und sind. Aus dem Grunde haben so viele verdienst-volle Männer keinerlei Ruf, während umgekehrt manche, die es gar nicht werth find, einen bedeutenden Ruf erlangten. — 16 Jahren in Betracht ziehen muß, erreicht der Unterfchied gering. Jedoch scheint es mit dem täglichen Schulbesuch zu hapern, was vorzugsweise die Schuld der Eltern ist, die ihre Kinder von der Schule fernhalten. Soldaten Eltern geht jedes Verständnis ab für die Wichtigkeit des Schulbesuchs ihrer Kinder, und der Folgen ihrer Nachlässigkeit für die Zukunft der Kleinen, und Viele schicken dieselben nur gegenwärtigen in die Schule. Es ist dies daraus ersichtlich, daß, sobald der Beamte, welcher auf den Schulbesuch der Kinder zu achten hat, entlassen wurde, fast 131 Kinder der Schule fernblieben, und 181 nachdem und nach Schul-schluß die Schule aufgaben, ohne Zweifel, um Kinderarbeit zu verrichten. Ein Beweis, daß die Eltern das Kinderarbeitsgesetz falsch auffassen oder sich nicht daran halten.